

1 Israel und der Sechs-Tage-Krieg

I Israel, Juni 1967: Ein Zeugnis

Vortrag von Rabbiner André Neher, Professor an der Universität Straßburg, gehalten anlässlich des Internationalen Symposiums über christlich-jüdische Beziehungen in Straßburg am 20. Juli 1967.
Übersetzt von Dr. Lili Sertorius

Was ich Ihnen heute abend geben möchte, ist ein Zeugnis. Meine Frau und ich sind vom 12. bis 18. Juni in Israel gewesen. Das war die Woche, die unmittelbar auf die Waffenruhe folgte. Während der Kriegswoche selber fanden wir kein Flugzeug, um hinunter zu fliegen, und wir haben die erste Gelegenheit, die sich nach Kriegsende bot, ergriffen, um nach Israel zu gelangen. Diese Betonung des Zeugnis-Charakters, den mein Bericht hat, erscheint mir von größter Bedeutung.

Ich finde sie übrigens in einem Beitrag wieder von dem Haus Isaias, der Dominikaner in der Jerusalemer Neustadt, den ich vor kaum zwei Minuten über Père Roger erhielt und den ich doch noch sorgfältig durchlesen konnte. Dieser Beitrag behandelt den Plan, von dem in diesem Vortrag letzten Endes die Rede sein soll – einem meiner Meinung nach schlechten Plan –, nämlich den der Internationalisierung Jerusalems, der mit dem Problem des Schutzes der Heiligen Stätten verbunden ist [s. u. S. 38 ff.]. Die Dominikaner des Hauses Isaias weisen von vornherein darauf hin, daß die Dinge sich dem, der sie von Rom, New York oder Paris aus betrachtet, nicht so darstellen, wie sie aussehen, wenn man in Jerusalem selber ist. Die Erfahrung eines ständigen Aufenthalts in Jerusalem ermöglicht es den Dominikanern dort, ein besonders wertvolles Zeugnis abzulegen. Ebenso bin ich heute glücklich, das Zeugnis von Frau Dr. Luckner entgegenzunehmen, die wenige Tage nach uns in Israel war und die ebenfalls betont, wie sehr die Tatsache, in diesen Tagen in Israel gewesen zu sein, ihr den Eindruck vermittelt hat, daß etwas Neues geschehen ist, von dem nur die zeugen können, die es erlebt haben. Und M. Becker, der kürzlich dort war, hat es mir ebenfalls bestätigt.

Für *Jerusalem* gibt es *heute ein Vorher und ein Nachher*. Und diejenigen von uns, die Israel kennen, die Israel vor den Ereignissen gekannt haben, die sich im Juni dieses Jahres abgespielt haben, können sich keine zutreffende Vorstellung von dem Israel, dem Jerusalem machen, wie es sich *nach* den Ereignissen zeigt.

Es ist also das Zeugnis derer, die einen Teil dieser Erneuerung, dieses Aufbruchs erlebt haben, das Ihnen heute vorgelegt wird. Und ich glaube, daß nur sie den Auftrag, die Mission haben zu reden. Wer in dieser letzten Zeit nicht in Jerusalem gewesen ist, hat kein Recht, über dieses Problem zu sprechen. In der Zeit, in der wir leben, ist es keine große Sache, die Reise nach Israel zu machen, und folglich muß jeder, der sich zu diesem Problem äußern will, den Anstand besitzen, den elementaren Schritt zu tun und nach Jerusalem hinaufzusteigen, um Zeuge zu werden.

Ich werde zuerst Zeugnis ablegen über das, was ich gesehen, erlebt und gefühlt habe, und danach werde ich einige Fragen stellen, die sich daraus ergeben. Es sind eher Fragen, die ich mir selber vorlege, als Fragen, die ich Ihnen

zu stellen hätte, Ihnen, meinen christlichen Brüdern und christlichen Schwestern.

Im übrigen bin ich sehr glücklich zu erfahren, daß sich dieser Tage ein spezieller Beauftragter des Vatikans nach Israel begibt [s. u. S. 52]. Man hat also begriffen, welchen unersetzlichen Wert ein unmittelbarer Kontakt mit der israelischen Wirklichkeit besitzt, um das Problem anzugreifen und eine Lösung dafür zu suchen. Es sind Fragen, die ich mir selber stelle, weil ich mich seit langem – wie Sie es wohl wissen – dem jüdisch-christlichen Dialog gewidmet habe, weil ich als Jude und als Mensch eine zu große Ehrfurcht vor der katholischen Kirche und der christlichen Kirche im allgemeinen habe, eine zu große Ehrfurcht vor dem, was das Christentum in der Welt repräsentiert, um nicht beunruhigt, sorgenvoll und selbst traurig zu sein, so oft ich feststellen muß, daß das Christentum und die katholische Kirche ihre Pflicht verfehlen, ihre christliche und ihre menschliche Pflicht. Und eben das scheint mir der Fall zu sein bei der gegenwärtigen Haltung der Kirche gegenüber dem Problem Jerusalem, und eben darum muß ich dem christlichen Gewissen mit lauter Stimme eine Anzahl von Fragen vorlegen, die ich mir selber stelle.

Was ich zu sagen habe, werde ich mit der größten Mühe um Objektivität sagen, jedoch mit einer Objektivität, die gleichsam sofort von etwas überhöht wird, was mich in der Wurzel meines Seins ergriffen hat und mir nicht mehr erlaubt, objektiv im rein wissenschaftlichen und technischen Sinne zu sein. Ich bin Subjekt der Ereignisse gewesen, und mein Zeugnis spiegelt das wider, und eben darum wäre ich auch glücklich, wenn mein Zeugnis (wenn wir die Zeit dazu haben) die Zustimmung der anderen Zeugen fände, die heute abend bei uns sind.

Was ich vierundzwanzig Stunden nach der Einstellung des Feuers festgestellt habe, war der *rasche* Rhythmus der Rückkehr zum Frieden, eine überlegte, willentliche Rückkehr, eine sogleich hochherzige Rückkehr zum Frieden. Man sah Soldaten zurückkehren, das Gewehr noch auf der Schulter, und dieses Gewehr niederlegen. Ohne Urlaub, ohne Entspannung, ohne jene leeren Augenblicke, die alle Soldaten aller Armeen der Welt kennen, legt der israelische Soldat das Gewehr beiseite und nimmt den Pflug oder den Traktor wieder auf. Die Rückkehr nicht nur ins bürgerliche Leben, sondern auch zu den bürgerlichen Pflichten vollzog sich unmittelbar, war etwas ungeheuer Eindrucksvolles. Ich kann darüber urteilen, weil wir, meine Frau und ich, 24 Stunden nach der Einstellung der Kämpfe dort waren.

Ich sagte, es war eine Rückkehr ins bürgerliche Leben, zu den Pflichten des bürgerlichen Lebens, eine hochherzige Rückkehr zu den Pflichten des bürgerlichen Lebens, weil das Volk Israels, mit der Regierung an der Spitze, sofort

begonnen hat, einen Frieden zu suchen, der jetzt, wo man nicht mehr genötigt war, auf den Gegner zu schießen, nicht nur Waffenruhe, etwas Provisorisches, zeitlich und räumlich Begrenztes, etwas durch die bloßen Umstände Erzwungenes sein sollte.

Das israelische Volk, die israelische Regierung haben sich sofort einer sehr viel höheren, sehr viel schwierigeren Aufgabe zugewandt: der wahrhaft menschlichen Aufgabe des Friedens, nämlich ohne Zögern die Grundlagen eines dauerhaften Friedens zu schaffen. Wir haben aus dem Mund eines Soldaten, der aus diesem Krieg zurückkehrte, den er hatte mitmachen müssen, der aus der Feuerlinie kam, wo er hatte schießen müssen, wir haben aus seinem Mund das Wort „Nachbar“ gehört, doch nicht das Wort „Gegner“. Die Araber, diese Araber des militärischen Handgemenges von sechs Tagen, wurden dennoch immer mit dem Wort Nachbarn bezeichnet, „*schekenim*“. Und dieses Wort nahm im Mund dieses jungen Israeli einen absolut ergreifenden Klang an, weil man spürte, wie sich in der Wahl dieser Bezeichnung selber unmittelbar der Wunsch – ja mehr als ein Wunsch –, der feste Wille ausdrückte, den Arabern von nun an als Nachbarn entgegenzutreten.¹

Eine ganze Anzahl von administrativen und auch von humanitären Maßnahmen sind getroffen worden, die diesen Willen in Taten und nicht nur in Worten verwirklichten, den Willen, die Vorbedingungen eines dauerhaften, beständigen Friedens zu schaffen, der ein wahrer FRIEDE, mit großen Buchstaben, wäre, eine Art unwiderstehlicher Friedensströmung, ohne daß man am Horizont das Gespenst eines vierten, eines fünften Krieges sähe, nach den dreien, die schon stattgefunden haben. Das haben auch die Berichte der ausländischen Beobachter festgestellt, insbesondere die Berichte, die Sie haben lesen können: den des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes und den des Hochkommissars der UNO für Flüchtlingswesen. Diese Berichte sind sich in der Feststellung einig gewesen, daß sich zunächst während des Ablaufs des Krieges selber die israelische Armee bemüht hat, ihre Kriegsmacht ausschließlich gegen streng militärische Ziele einzusetzen, und daß weiterhin auch auf menschlicher Ebene das Verhalten gegenüber den Verwundeten, den Flüchtlingen, den in der Unendlichkeit der Wüste der Sinai-Halbinsel oder der Wüsten Jordaniens verlorenen Gefangenen beispielhaft gewesen ist.

Es muß betont werden, daß die Verhältnisse nicht einfach waren, unter denen diese Hilfe gebracht wurde, und daß andererseits die arabische, aber auch die allgemeine internationale Propaganda durch den Rundfunk und besonders durch das Fernsehen Bilder von armen ägyptischen Soldaten gebracht hat, die tatsächlich in der Wüste verdurstet sind. Was diese Bilder aber nicht zeigten, waren die israelischen Soldaten, die nach solchen Überlebenden suchten und ihnen, wo immer sie sie fanden, zu trinken und zu essen gaben. Was außerdem in Israel in dieser Phase der Rückkehr zum Frieden völlig gefehlt hat, zu einem Frieden, der dauerhaft und unwiderruflich wäre, war der Aufmarsch einer Siegesparade.

Die einzigen militärischen Ansammlungen waren die Ansammlungen an den Gräbern, wo man die Gefallenen beisetzte.

Es gab keine Parade, es gab keinen Siegestaumel, nichts dergleichen. Der einzige Taumel war der des Friedenswillens, die rauschartige Bemühung, zu einem Frieden zu

gelangen, der ein unwiderruflicher Friede wäre, eine Bemühung, die sich vor allem in Jerusalem und für Jerusalem manifestierte. Man kann sagen, daß Israel die Freiheit nach Jerusalem gebracht hat, die Freiheit zuerst für die Juden, doch auch die Freiheit für die Christen und die Mohammedaner und schließlich die Freiheit für die Menschen.

Als erstes die Freiheit für die Heiligen Stätten der Juden. Seit 19 Jahren, seit der Teilung Jerusalems in zwei Städte, die israelische Stadt und die jordanische Altstadt, hatten die Juden keinen Zutritt mehr zu ihren Heiligen Stätten. Die Heiligen Stätten der Altstadt von Jerusalem, das bedeutet natürlich vor allem die westliche Mauer, *côtel maaravi*, die Überreste der Tempelmauern, wenn nicht des salomonischen Tempels (wahrscheinlich stammen die unteren Couchen vom Tempel Salomons), so doch zum mindesten Mauern aus der Zeit des Zweiten Tempels. Diese Mauer, die bei den Christen und Mohammedanern den Namen Klagemauer angenommen hat, Mauer des Weins, ist nach jüdischer Überlieferung die *Westmauer*. In der ganzen Welt wenden sich die Juden, wenn sie beten, dieser Mauer zu, diesen Überresten des Tempels.

In jeder jüdischen Familie gibt es noch heute und gab es seit zweitausend Jahren ein kleines Bild, eine kleine Gravüre, mehr oder weniger naiv, den *misrach*, den Osten, die Richtung von Jerusalem, die Richtung dieser Mauer, dieses *côtel maaravi*, dem sich die Juden im Gebet zuwenden. Diese Mauer hat den Namen Klagemauer erhalten, weil die Juden seit zweitausend Jahren, wenn sie überhaupt das Recht hatten, vor diese Mauer hinzutreten, nur zum Weinen dorthin kamen.

Vor allem seit Beginn des 19. Jahrhunderts, von dem Augenblick an, als der Zionismus begann, als der Kontakt zwischen jüdischer und mohammedanisch-türkischer Gemeinde immer schwieriger wurde, von diesem Augenblick an wurde der Zugang zu der Mauer für die Juden mehr und mehr eingeschränkt. Schließlich waren mehrere Untersuchungskommissionen zuerst unter türkischer Herrschaft, dann unter dem englischen Mandat nötig, um die Juden zu autorisieren, an der Mauer ihre Gottesdienste am Tag des 9. Ab, dem Tag der Zerstörung des Tempels im Monat August, und ebenso während der höchsten Festtage des jüdischen Jahres im Herbst abzuhalten.

Die meiste Zeit wurde diese Autorisierung von den mohammedanischen Behörden, von den arabischen Behörden abgelehnt und hat schließlich seit 1929 zu echten und sehr ersten Zwischenfällen mit den Arabern geführt. Der freie Zutritt zur Altstadt und daher auch zur Mauer war den Juden seit 1948 vollständig verboten. Aber diese Altstadt von Jerusalem besaß für die Juden auch noch andere heilige Stätten, einfachere Heiligtümer, die nicht die symbolische Bedeutung des *côtel maaravi* besitzen. Das sind die Synagogen, doch Synagogen, auf denen trotz allem seit Jahrhunderten eine Tradition, eine mystische Anhänglichkeit ruhte, weil es die Synagogen waren, die im 15. Jahrhundert von den großen kabbalistischen Mystikern eröffnet worden sind, die ihren Sitz in Safed hatten, aber Wert darauf legten, auch in Jerusalem einen Ort des Gebets zu besitzen. Die Synagogen von Jerusalem waren ebenfalls für das Weltjudentum eine Art von Begegnungsstätten, denn dort lebten viele alte Juden. Warum zum größten Teil alte? Weil es ein von vielen Juden durch die Jahrhunderte hindurch verwirklichter Brauch war, ihre Tage im Heiligen Land zu beschließen, nach Jerusalem zu ziehen und dort zu sterben, dort den Tod im Gebet und

¹ Vgl. u. S. 189. Anm. d. Red. d. FR.

im Studium zu erwarten. Diese alten Juden lebten in Beth Knesset und Beth Hamidrash. Auch diese Synagogen gehören zu den Heiligen Stätten des Judentums in Jerusalem.

Was nun die Juden mit unendlicher Trauer entdeckten, als sie am 7. Juni in die Altstadt von Jerusalem einzogen, ist, daß diese Synagogen alle zerstört worden waren.¹ Schon früher war die Westmauer bewußt besudelt worden, und die arabische Überlieferung selber erzählt, daß arabische Frauen von Bethlehem zur Mauer der Juden kamen, um dort ihren Mist abzuladen. Erst die Autorität eines Saladin und Soliman konnte dem ein Ende setzen. Aber unter der Autorität Husseins, mitten im 20. Jahrhundert, sind die jüdischen Synagogen in der Altstadt zerstört worden, und diejenigen, die nicht zerstört worden sind, wurden in Kloaken und Schlimmeres verwandelt. Diese Feststellung hat die Israelis tief bekümmert, besonders weil sich keinerlei Protest dagegen erhoben hatte. Die öffentliche Meinung schien diese Dinge nicht zur Kenntnis genommen zu haben, man hat sie nicht bekanntgemacht.

Nun, es ist dies, was in erster Linie den Juden zurückgegeben worden ist. Wir, meine Frau und ich, haben etwas später an dem Pilgerzug zur Westmauer teilnehmen können, jenem Zug Zehntausender und Hunderttausender von Juden; man hat 300 000 am Pfingsttag, dem Schawuoth, gezählt. Am 14. Juni kamen die Juden von 5 Uhr morgens an in langem Zug, Kinder, Frauen, Männer, alte Leute, Zivilisten, Soldaten, diese Juden Israels, diese aus aller Herren Ländern nach Israel gekommenen Juden, religiöse Juden, laisierte Juden, abendländische Juden, Juden aus dem Süden, und jeder einzelne fühlte in diesem Augenblick etwas wahrhaft Außerordentliches.

In diesem Augenblick des jüdischen Pfingstfestes, das der Erinnerung an die Verkündigung des Dekalogs auf dem Sinai, des Bundes, der *Brith* zwischen Gott und dem jüdischen Volk gilt, hatte ich das Gefühl, daß an diesem Tag ein neuer Bund gegründet, daß der alte Bund in geheimnisvoller Weise *bestätigt* worden ist. Wir haben einer Szene beigewohnt, wie sie sonst nur die biblische Epoche gekannt hat, als das ganze jüdische Volk, durch Hunderttausende seiner Kinder repräsentiert, an seine religiöse Überlieferung anknüpfte und seine religiöse Verpflichtung erneuerte. Selbst die agnostischsten, gleichgültigsten Juden, marxistische, areligiöse Juden waren zu Tränen ergriffen. Sie weinten nicht nur, sondern ihre Tränen drückten etwas aus, was sie uns häufig anvertraut haben: „*Tishma adoni*“, hört mir gut zu, ich bin nicht religiös, ich praktiziere nicht, „*aval achsav ani maamin*“, „aber jetzt bin ich gläubig“. Alles geschah, als sei diese Mauer der Leib Israels, der der Seele Israels vor 2000 Jahren entrissen worden war, und als ob Leib und Geist sich jetzt in einer echten Auferstehung wieder zusammenfänden. Ich glaube auch, daß dieses Ereignis vom Pfingstfest im vergangenen Juni die Existenz des jüdischen Staates, des Staates Israel, besser legitimiert als die Balfour-Deklaration und der Beschluß der UNO von 1947, weil dieses Ereignis nicht 20 und nicht 50 Jahre zurückführt, sondern 2000 Jahre, an die Wurzeln, in die Zeit, als das Judentum noch der einzige Wortträger des Einen Gottes in der Welt war. Israel, das jüdische Volk, hat hier, am *côtel maaravi*, seine wahre Stellung als *Erstgeborener* wiedergefunden. Zur Zeit, als Israel vor 2000 Jahren den *côtel maaravi* verlassen hat, existierten noch weder das Christentum in seiner autonomen Form

noch der Islam. Israel ist wirklich wieder der älteste Bruder geworden unter den drei biblischen Religionen.

Und das führt uns zum zweiten Punkt. Ältester Bruder, Erstgeborener der drei monotheistischen Gemeinschaften zu sein, ist dem israelischen Staat sofort als Verpflichtung erschienen, auf Grund der Interpretation selber, die die jüdische Theologie von dem gibt, was man die *Auserwählung* des jüdischen Volkes nennt. Die Auserwählung des jüdischen Volkes ist keine Erwählung zum Stolz, zur Eitelkeit oder zu einem Vorrang, es ist die Auserwählung zur Verantwortlichkeit. Diese Verantwortlichkeit hat sich sofort ausgedrückt, von der ersten Stunde an, als die Israelis in die Altstadt von Jerusalem einrückten. Sie haben sofort nicht an sich, sondern an ihre jüngeren Brüder, die Christen und Mohammedaner, gedacht, und zwar in einer Weise, die auch der Beitrag des Hauses Isaias, der Dominikaner, präzisiert.² Das ist überaus wichtig. Ich sage, von der ersten Stunde an, weil die Altstadt von Jerusalem nicht von den israelischen Waffen „erobert“ worden ist. Niemand in Israel dachte daran, weder auf politischer noch auf militärischer Ebene, daß die Altstadt von Jerusalem in diesem Krieg, der am Morgen des 5. Juni begann, ein Kampfobjekt bilden würde. Man glaubte, die jordanische Grenze werde ruhig bleiben³, wie tatsächlich die libanesischen Grenze ruhig geblieben ist. (An der libanesischen Grenze ist nicht ein einziger Schuß gefallen, weder von der einen noch von der anderen Seite.)

Ebenso wie die libanesisch-israelische Grenze friedlich geblieben ist, so glaubte man, werde auch die jordanische Grenze friedlich bleiben, und dieser Krieg werde sich allein an der ägyptischen und der syrischen Grenze abspielen und nicht in Jordanien. Doch um 11 Uhr des 5. Juni haben die jordanischen Truppen begonnen, Jerusalem zu beschießen, das israelische Jerusalem, die offene Stadt, die kein militärisches Ziel in sich einschloß. Die Spuren dieses jordanischen Bombardements, die zum Glück nicht schwer sind, sind noch heute zu sehen, dieses Bombardements, das – wie alle Journalisten bestätigen – die Bevölkerung von Jerusalem und ebenso die Strategen, die verantwortlichen Militärs völlig verblüfft hat. Die Regierung von Jerusalem, der Chef des Generalstabs der dortigen Region haben erklärt, daß sie nicht erwartet haben, daß von dieser Seite ein Angriff käme. Im Laufe dieser Beschießung sind auch gewisse religiöse Bauten im neuen Jerusalem beschädigt worden, insbesondere die Kirche von Maria Heimgang auf dem Sionsberg.

Allerdings mußte man wohl oder übel das Feuer erwidern, und das geschah, nachdem die Beschießung bereits zwei Stunden ohne Unterbrechung angedauert hatte. Erst dann hat die israelische Armee begonnen, die israelische Stadt gegen den jordanischen Angriff zu verteidigen. Diese Verteidigung ging dann in den Einzug der israelischen Armee in die Altstadt von Jerusalem über.

Von diesem Augenblick, dieser ersten Stunde an wurde den israelischen Soldaten der strikte und vielleicht in der Militärgeschichte einzig dastehende Befehl erteilt, die christlichen und mohammedanischen Heiligen Stätten mehr als das eigene Leben zu schonen. Übrigens wissen die, die dem Kampf am Radio gefolgt sind, daß der israelische

² s. u. S. 40. Anm. d. Red. d. FR.

³ Die Regierung Israels sandte in der Frühe des 5. Juni über General Bull an König Hussein ein Telegramm mit der Mitteilung, daß, sofern die Altstadt ruhig bliebe, auch das israelische Jerusalem ruhig bleiben würde (s. u. S. 45. Anm. 4 d. Red.).

¹ Vgl. u. S. 42. Anm. d. Red. d. FR.

militärische Sprecher in einem gewissen Augenblick erklärte, man habe aus Gründen zurückweichen müssen, die nicht rein strategisch waren; man war in die Altstadt eingedrungen und hatte sich wieder zurückgezogen. Dann betrat man die Altstadt aufs neue. Dieser Kampf um die Altstadt von Jerusalem hat mehr israelischen Soldaten das Leben gekostet als alle Kämpfe zusammen, die sich an der ägyptischen Front, auf der Halbinsel Sinai und an der syrischen Front abgespielt haben und die doch um vieles härter waren. Warum? Weil die israelischen Soldaten den Befehl erhalten und auch ausgeführt haben, die Schüsse der jordanischen Soldaten einzig mit der blanken Waffe zu erwidern, während jene von den religiösen Bauten herabgeschossen oder Stellungen besetzt hielten, bei deren Beschießung von israelischer Seite her heilige Stätten hätten beschädigt werden können.¹ Trotzdem gab es offenbar im Laufe des Kampfes ein oder zwei Zwischenfälle, die religiöse Stätten beschädigt haben, z. B. die Kirche St. Anna; aber der Befehl war gegeben, und der Befehl ist befolgt worden. Die Heiligen Stätten sind also nicht von der israelischen Armee erobert, sondern in gewissem Sinn durch die israelische Armee „übernommen“ worden, um sie den christlichen und mohammedanischen Gemeinschaften intakt wiederzugeben. Sofort nach Einstellung des Feuers sind die mohammedanischen Gottesdienste am Freitag gefeiert worden, und ich habe die christlichen Glocken am Sonntag läuten hören, und selbstverständlich fand auch der jüdische Gottesdienst am Samstag statt. Ich versichere Ihnen, es war ergreifend, und Frau Dr. Luckner bestätigt soeben, wie sehr auch sie von dieser Wiederherstellung der drei heiligen Tage für jede dieser Religionsgemeinschaften ergriffen war, und das sogleich nach Kriegsende, mit dem Blick auf einen Frieden, der unmittelbar, dauerhaft und wirklich sein sollte. Gegenwärtig sind der Freitag, der Sabbat und der Sonntag religiöse Feste in dem wiedervereinigten Jerusalem, jede Gemeinschaft feiert den eigenen religiösen Feiertag in friedlicher Koexistenz.² Es ist evident, daß die jüdische Toleranz sich in dieser Freigabe der Heiligen Stätten für die christliche und die mohammedanische Gemeinschaft in einer Weise erwiesen hat, die unmittelbare Folgen haben muß und es rechtfertigt, daß die Heiligen Orte unter jüdischem Schutz bleiben.

Nicht nur die Juden konnten seit 20 Jahren nicht mehr zu den Heiligen Stätten, ihren Heiligen Stätten in der Altstadt von Jerusalem, sondern auch viele Christen und viele Mohammedaner, die israelischen Christen und die israelischen Mohammedaner: keiner von ihnen konnte seit langem zu seinen Heiligen Stätten gelangen.

Wenn ich gesagt habe, daß der Kult heute in den Moscheen und in den christlichen Kirchen frei gefeiert wird, so bedeutet das frei für *alle* Christen, *alle* Mohammedaner. Es gibt keinerlei Hindernis, für keinen Christen und für keinen Mohammedaner. Es sind Hunderttausende und selbst Millionen von Menschen, wenn man die Juden zählt, Hunderttausende von Mohammedanern und Christen aus Nazareth, aus den israelischen Gebieten, die jetzt die Freiheit des Zutritts zur Altstadt erhalten haben.

Aber es gibt noch einen dritten Punkt – ich habe es vorhin erwähnt –, Israel hat noch mehr getan. Nicht nur die Hei-

ligen Stätten Jerusalems haben ihre Freiheit für die Gläubigen, die an ihnen hängen, wiedergefunden: Jerusalem selber hat mitten im Krieg die Freiheit wiedergefunden, und zwar für alle Zeiten. Sie kennen die Situation Jerusalems seit 19 Jahren; es war eine jener gegenwärtig in dieser Welt nur allzu häufigen Städte, die in ihrem Herzen selber durch Stacheldraht, durch Betonmauern, durch geschlossene Tore zerrissen sind.

Diese Stadt Jerusalem war wie Berlin, wie noch andere Städte an Grenzen in der ganzen Welt, in Korea, in Vietnam, durch den Krieg, durch Feindschaft, durch Haß zerrissen. Der Staat Israel hat immer die Tore in Richtung Eintritt in Israel offengehalten, das Mandelbaumtor war offen für den Eintritt in Israel, aber das Mandelbaumtor war geschlossen in umgekehrter Richtung. Ich habe niemals in die Altstadt von Jerusalem gehen können, weil das Mandelbaumtor den Juden untersagt war. Es war auch gewissen Christen und Mohammedanern verboten: Christen und Mohammedanern des Landes Israel. Außerdem bildete eben dieser Riß durch Jerusalem offensichtlich ein Symbol, es war wie die Zerrissenheit der Menschheit überhaupt. Jerusalem, das ist immerhin etwas anderes als jede andere Stadt der Welt; es war gleichsam das Symbol eines Risses im Herzen der Menschheit selber.

Und nun hat, wie Sie wissen, Israel sehr rasch einen Entschluß gefaßt, den einzigen, der ihm eine Warnung der UNO eingetragen hat. Ja, die militärischen Akte sind nicht getadelt worden, und keine Majorität hat sich in der UNO gebildet, um Israel zu verurteilen oder von Israel zu fordern, irgend etwas zu ändern. Aber die Maßnahme, die die israelische Regierung getroffen hat, um Jerusalem zu vereinigen, diese Maßnahme ist von den Vereinten Nationen verurteilt worden, und die Vereinten Nationen fordern von Israel, sie rückgängig zu machen.

Ich sage hier auf Grund meiner Erfahrung, und Frau Dr. Luckner und Pater Roger werden mir beipflichten, daß, wenn man jetzt diese Maßnahme der Wiedervereinigung Jerusalems wieder rückgängig machen würde, so wäre das ein Rückschritt auf dem Weg, den die Menschheit verpflichtet ist, zum Ziel der Gerechtigkeit und des Friedens zu gehen. Es wäre tatsächlich ein moralischer Rückzug. Das Beispiel Jerusalems, diese Wiedervereinigung Jerusalems, die die israelische Regierung verwirklicht hat, müßte im Gegenteil anerkannt und gebilligt werden, müßte anderen Orten in dieser Welt zum Vorbild dienen, wo Völker – Bruder- oder Nachbarvölker – gegenwärtig durch ähnliche Grenzen zerrissen sind wie jene, die noch vor vier Wochen im Herzen Jerusalems existierte. Ich war bei der Geburt dieser Idee dabei, als sie zum ersten Mal durch den Mund des Präsidenten Schazar ausgesprochen wurde:

Jerusalem, sagte er, muß dank dieser Wiedervereinigung zum Ort des Weltgewissens werden. Zum Ort des Weltgewissens!

Wohlan, in wenigen Tagen, fast in wenigen Stunden sind diese Ziele erreicht worden. Die Wiedervereinigung Jerusalems ist tatsächlich eine Befreiung gewesen, man hat den Stacheldraht, die Betonmauern, diese Betonmauer, die mitten durch das Herz Jerusalems ging, fortgeschafft. In einer Sendung von Radio Luxemburg ist letzte Woche ein Interview Pater Avrils in Jerusalem gesendet worden. Im Augenblick, als er interviewt wurde, hörte man eine plötzliche Detonation. Der Journalist fragte: Halt, was ist das? Wird wieder geschossen? Nein, nein, antwortete der Pater. Ich hoffe, daß es noch viele Detonationen dieser Art gibt. Die Israelis sprengen die Betonmauer, um die letzten Spu-

¹ Es ist hervorzuheben: Um die Hl. Stätten zu schonen, konnten auch keine Flugzeuge eingesetzt werden. Bei dem Kampf um Jerusalem gab es mindestens 80 Tote und 114 z. T. schwer Verwundete (Anm. d. Red. d. FR.).

² Vgl. u. S. 46. Anm. d. Red. d. FR.

ren dieser Kriegsmauer, dieser Trennungsmauer mitten in einer Stadt zu beseitigen.

Man hat also selbst die Spuren dessen, was noch vom Krieg und der Trennung zwischen den Menschen Jerusalems zeugte, gesprengt. Dann hat man die Bevölkerung neu gezählt, 300 000 Einwohner in Jerusalem, man hat alle Schranken geöffnet, und jetzt ist es eine Stadt, in der Juden und Araber sich getroffen haben.

Das Wort Verbrüderung, dieses Wort, das man gebraucht hat und das eine gewisse Gefahr von „Fraternalismus“ enthält (ein Ausdruck, der immerhin noch dem Ausdruck „Paternalismus“ vorzuziehen ist), dieses Wort hat in der Geschichte dieser letzten Tage in Jerusalem Gestalt angenommen. Es hat wirklich eine Verbrüderung von Menschen stattgefunden, die gestern noch Feinde waren und sich heute in einem realen Versuch von Koexistenz im täglichen Leben, in der sozialen Arbeit, im Wirtschaftsleben und, bald auch, wie ich glaube, im politischen Leben treffen. Das ist ein Beispiel. Und es ist ein Beispiel, das, ich wiederhole es, von der UNO ermutigt und nicht getadelt werden sollte. Jeder Rückzug wäre in dieser Hinsicht eine Rückkehr zum Haß, zum Krieg, zur Spaltung unter Menschen, während die Wiedervereinigung Jerusalems in unerwarteter Weise gelungen ist. Nein, für den israelischen Optimismus war sie nicht unerwartet, diese Brüderlichkeit zwischen zwei menschlichen Gemeinschaften, von denen Kairo noch heute behauptet, sie seien unvereinbar.

Das Problem der Heiligen Stätten findet so eine viel höherherzigere Lösung als die einer Internationalisierung Jerusalems, wie sie die UNO 1950 vorgesehen hatte. Die Heiligen Stätten werden durch den Minister der israelischen Kulte den entsprechenden religiösen Gemeinschaften wiedergegeben werden. Und diese werden dann nicht nur ihren Schutz übernehmen, sondern die volle Verantwortung für sie tragen.

Die mohammedanische Gemeinschaft wird die volle und ausschließliche Verantwortung für ihre Moscheen tragen. Und die christlichen Gemeinschaften werden die volle und ausschließliche Verantwortung für ihre Heiligen Stätten übernehmen, wie auch die jüdische Religionsgemeinschaft für ihre eigenen Heiligen Stätten die Verantwortung trägt.

Ich komme nun zum Schluß, und das führt mich dazu, eine gewisse Anzahl von Fragen zu stellen. Es sind Fragen, die ich laut stelle und die sich an mein eigenes Gewissen richten, doch vor allem an das christliche Gewissen.

Ich konnte nicht anders als traurig, beunruhigt, verwirrt sein, als ich bereits vor drei Wochen, als der Krieg erst eben beendet war, eine Erklärung des Papstes hörte. Diese gewiß sehr hochherzige, sehr noble Erklärung des Papstes – denn sie wünschte, daß Jerusalem eine Oase des Friedens würde für alle Völker – verlangte die Anwendung des Internationalisierungsstatuts für Jerusalem.¹ Ich konnte nicht anders als sehr beunruhigt sein, als ich in der Welt- und insbesondere auch in der französischen Presse Erklärungen und auch Stellungnahmen von gewissen katholischen Priestern las, für die ich große Hochachtung empfinde, weil ich mit ihnen seit langem zusammenarbeite, insbesondere von P. Daniélou, dessen offene Meinungen mir derart skandalös erschienen, daß ich durch einen Brief in „Le Monde“ auf seinen Artikel, mit dem er die Internationalisierung Jerusalems gefordert hatte, geantwortet

habe. Dort habe ich gesagt, daß die Internationalisierung Jerusalems im gegenwärtigen Augenblick zweierlei bedeutet: erstens stellt es einen völligen Vertrauensmangel gegenüber dem dar, was Israel im gegenwärtigen Augenblick zu verwirklichen versucht, gegenüber diesen schwierigen Bemühungen, gegenüber Anforderungen, die übermenschlich scheinen und die Israel zu verwirklichen im Begriff ist: die Freiheit der Heiligen Stätten und der Kulte und die Verbrüderung, die in Jerusalem Tatsache geworden ist. Es wäre ganz gewiß eine Ablehnung jenes humanen Werks, das Israel vollbringt.

Ein Vertrauensmangel gegenüber Israel, nicht nur gegenüber Medinat Israel, dem Staat Israel, sondern dem Israel der Geschichte, dem Israel der Theologie. Gegenüber dem jüdischen Volk, dem Volk Israels, denn wie ich eben schon gesagt habe, diese Verlobung und in gewisser Weise diese Ehe, die das jüdische Volk mit dem *côtel maaravi*, der Westmauer, gefeiert hat, illustriert, was in der gegenwärtigen Stunde das tiefste Bewußtsein Israels ist, nämlich, daß von neuem der Augenblick gekommen ist, wo Israel von den beiden anderen biblischen Religionen, und zwar im Dienste der biblischen Botschaft und der menschlichen Botschaft, die die biblische Botschaft umschließt, verlangt, ihm seine Rolle als Erstgeborener und großer Bruder zu überlassen und Vertrauen in Israel zu setzen, damit Israel diese Rolle übernehmen kann. Und auch das ist eine Frage, die ich mir stelle, ob die Reaktion gewisser Katholiken das politische Wesen Israels angehen oder nicht vielmehr das theologische und spirituelle Wesen Israels.² Ob diese Reaktionen nicht selbst jene durch die Konzilserklärung so bewundernswert bezeichnete und definierte Beziehung zwischen dem Christentum und dem Judentum betreffen, jene Beziehung, die nach der Konzilserklärung eine Beziehung der Hochachtung und Hochschätzung sein soll eben um dieser Funktion des Judentums als Vorläufers, Pioniers, älteren Bruders willen, die heute die Rolle des Staates Israel ist. Ja, das nötigt mich, mich zu fragen, ob in der Eile, mit der man die Internationalisierung Jerusalems fordert, Mißtrauen und Verachtung gegenüber dem jüdischen Volk als solchem zum Ausdruck kommt.

Und das erscheint mir ungeheuer ernst und verwirrt mich, sehen Sie, wenn ich Ihnen in die Augen blicke, denn ich hoffe, und weiß, daß meine Hoffnung begründet ist, daß Ihre Augen mir antworten, es handle sich nicht darum und könne sich nicht darum handeln. Sagen Sie mir, daß es nicht darum geht, Jerusalem Israel wegzunehmen, um daraus ein internationales Reservat zu machen, was im gegenwärtigen Augenblick zur Folge hätte, Israel jeder Möglichkeit zu berauben, in Jerusalem messianische Akte zu vollziehen in dem Sinne, den ich Ihnen heute morgen gegeben habe.³

Ich habe schon gesagt, ich frage mich, ob für das christliche Gewissen nicht die Teststunde gekommen ist und ob ich nicht das Recht habe, von den Christen und genauer von meinen katholischen Brüdern und von der Kirche als solcher zu verlangen, nicht nur darauf zu verzichten, die Internationalisierung Jerusalems zu verlangen und sich mit Verhandlungen zu begnügen, die zu einem Schutzstatut der Heiligen Stätten führen sollten, das vollkommen mit der Würde der Kirche und auch mit der Würde Israels vereinbar wäre, sondern noch einen Schritt weiter

¹ Vgl. u. S. 36 f.: Der Papst hat das Wort „Internationalisierung“ für Jerusalem seit Juni 1967 nie gebraucht (Anm. d. Red. d. FR).

² Vgl. u. S. 12. Anm. d. Red. d. FR.

³ Vgl. o. S. 3. Anm. d. Red. d. FR.

zu gehen, die *Worte* der Konzilerklärung in die *Tat* einzusetzen und die Existenz des Staates Israel anzuerkennen, sie positiv, politisch anzuerkennen.

Ich glaube, daß es für die Kirche sehr ernst wäre, den Staat Israel *nach* den arabischen Staaten anzuerkennen. Der Weg, den Israel beschritten hat, ist der Weg des Friedens. Mir scheint, man müsse Israel ermutigen, diesen Weg weiterzugehen. Und die Chance, die wir für einen Frieden

in Israel mit den arabischen Nachbarn haben, hängt zum großen Teil von den Ermutigungen ab, die Israel auf seinem Weg des Friedens findet. Die Anerkennung des Staates Israel durch eine so wichtige und entscheidende moralische Person wie den Vatikan erscheint mir in diesem Augenblick als ein wesentlicher Beitrag zu jener Suche nach dem Frieden, für die Israel, ich wiederhole es, in den letzten Wochen unwiderrufliche Unterpfänder gegeben hat.

II Ein Zeugnis

Rundbrief der Dominikaner des Hauses St. Isaías in West-Jerusalem an ihre Freunde in aller Welt vom 22. Juni 1967

Nach dem obenstehenden Zeugnis von Rabbiner Professor *Neher* bringen wir den Rundbrief des Hauses St. Isaías aus Jerusalem mit freundlicher Genehmigung von seinem Prior, Pater Bruno Hussar OP, in Übersetzung aus dem Französischen.

Bemerkenswerterweise hat Professor Dr. *Hugo Bergmann*, Jerusalem, diesen Rundbrief unter der Überschrift: „*Ein christliches Dokument zu den Israel-Ereignissen*“ in der in Tel Aviv erscheinenden deutschsprachigen Wochenzeitung des „*Irgun Olej Merkas Europa*“ (XXXV, 38/39 vom 4. 10. 1967) besprochen sowie im „*Israelitischen Wochenblatt*“ (67/40, Zürich, vom 6. 10. 1967 S. 54 f.). Professor Bergmann schreibt u. a.: „... Ich las und horchte auf ...“ und „... Alles ist von einer tiefen Liebe zu Israel durchdrungen ...“.

Eine solche Beachtung in israelischen und jüdischen Organen sollte auch christlicherseits aufhören lassen. Es wird damit deutlich, was Pater Bruno am Schluß des Briefes sagt (s. u. S. 12): „... die Kirche möge sich auf den nicht leichten Weg begeben, der sie Israels Vertrauen gewinnen läßt ...“, um so auch, wie Pater Bruno weiter ausführt, dem Frieden im Nahen Osten und in der Welt näherzukommen.

Da wir von Gott und der Kirche den Auftrag bekommen haben, hinzuhorchen auf die jüdische Wirklichkeit, fühlen wir uns, durch eine gebieterische Pflicht gedrängt, unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen einen Ruf an die christliche Welt zu richten.

Das soll in aller Lauterkeit und Redlichkeit geschehen. Wir sind uns aber der Gefahr bewußt, daß unser Anruf mißverstanden werden könnte oder daß er widerspruchsvoll klingt, weil die Sache, in deren Namen wir unsere Stimme erheben, vielschichtig ist und weil sie im Geiste vieler Menschen durch eine dreifache Zwiespältigkeit belastet ist.

Als ersten Zwiespalt muß man klar erkennen, was jede Begegnung zwischen Juden und Christen bedroht: Wenn wir uns auf dasselbe gemeinsame Erbgut beziehen, wenn wir die gemeinsame Basis eines Gesprächs suchen, die biblische Tradition, die wir für uns beide beanspruchen, dann sind die Worte, die wir gebrauchen, dieselben, aber sie haben für den Christen nicht immer den gleichen Sinn wie für den Juden.

Ein weiterer Zwiespalt, den unsere jüdischen Brüder als erste selbst anzeigen: Er ist schon in dem Namen Israel enthalten; denn die politische Wirklichkeit des Staates umfaßt nicht die gesamte jüdische Wirklichkeit, das Geschick dieses Landes schöpft nicht unbedingt das Geschick des jüdischen Volkes aus.

Und schließlich gibt es einen noch konkreteren Zwiespalt auf der Ebene der Ereignisse: Wenn Israel so in die Enge getrieben war, daß es einen Krieg unternehmen mußte, der in seinen Augen die Bedeutung eines verzweifelten Kampfes um das Recht annimmt – es handelte sich tatsächlich um seine Existenz selbst –, darf man deshalb doch nicht

das Recht gewisser arabischer Forderungen übersehen, insbesondere jene, welche die Flüchtlinge betreffen.

Wir möchten, daß man diese einleitenden Hinweise im Sinn behält. Daß man wisse, in der Stunde, in der wir diesen Ruf herausgehen lassen, sind wir uns dieser dreifachen Zwiespältigkeit bewußt, welche die Gefahr in sich birgt, seine Bedeutung zu schmälern oder sein Echo zu ersticken. Aber nachdem dies gesagt ist, können wir nicht anders als unsere Stimme erheben.

Wir sind christliche Priester und Ordensleute, die in Israel in Schicksalsgemeinschaft mit den israelischen Juden leben, wir versuchen als Christen zum Ausdruck zu bringen, was uns als mit der Gerechtigkeit in Einklang zu stehen scheint, und es – seltsamerweise wiederum allein – vor der ganzen Welt zu verteidigen.

Juden und Araber und der Staat Israel

Vor jeder wirtschaftlichen, politischen oder strategischen Ursache hat der Konflikt, in dem sich Juden und Araber hinsichtlich des Staates Israel gegenüberstehen, seinen Ursprung in Überzeugungen geistiger, mystischer und sakraler Art. Aber gerade hier stellen wir ein tiefsitzendes Mißverständnis fest, welches das gegenseitige Nichtbegreifen bis zur Feindseligkeit gesteigert hat. Man hätte in der Tat erwarten können, daß Juden und Araber in Streit gerieten im Namen wetteifernder Theokratien, daß es zu Zusammenstößen käme wegen des Anspruchs auf das Heilige Land, da ein jeder von ihnen seine Rechte auf das Erbe Abrahams anerkannt wissen wollte. Möglicherweise ist ein Echo dieses Anspruchs in den Aufrufen zum „heiligen Krieg“ zu hören, durch welche die arabischen Massen gegen den Eindringling Israel mobilisiert worden sind.

In der Tat, wenn die arabischen Führer den „heiligen Krieg“ verkündigten, so schienen sie die Vergangenheit nicht zu kennen oder vergessen zu haben, die Vergangenheit, die Israel im Gedächtnis hat, von der es sich anfeuern läßt, heimzukehren zur Erde seiner Väter, darin es sein Daseinsrecht gegründet sieht. Somit muß man wohl feststellen, daß Juden und Araber die Dinge nicht im selben Lichte betrachten und daß sie nicht dieselbe Sprache sprechen. Dieses Mißverständnis geht aus einem Brief klar hervor, den uns eine christliche Araberin am 27. Mai 1967 schrieb – als gerade die Spannung zwischen Israel und seinen Nachbarn von Tag zu Tag wuchs. Wir geben den Brief hier im Wortlaut wieder: